

Hubertus Halbfas

KANN EIN CHRIST ATHEIST SEIN?
KANN EIN ATHEIST CHRIST SEIN?

Eine grundsätzliche und notwendige Überlegung

Patmos Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

PATMOS
ESCHBACH
GRUNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN
VER SACRUM

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben



Für die Verlagsgruppe Patmos ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Alle Rechte vorbehalten

© 2020 Patmos Verlag

Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart
Gestaltung, Satz und Repro: Schwabenverlag AG, Ostfildern
Druck: CPI books GmbH, Leck
Hergestellt in Deutschland
ISBN 978-3-8436-1227-2

Inhalt

Vorwort	9
---------------	---

Welcher Gott?

Der ungeklärte Glaube	11
-----------------------------	----

1. Der Kirchengott	11
2. Der Kleinbürgergott	18
3. Der fiktive Gott	22

Welches Christentum?

Die ungeklärte »Christlichkeit«	27
---------------------------------------	----

1. Der jesuanische Entwurf des »Christentums«	28
2. Die paulinische Ersetzung des historischen Jesus	36
3. Der herrschende Christus und das Reichschristentum	40
4. Die fränkisch-germanische Wandlung des Christentums	44
5. Die reformierte Christenheit	50
6. Die Kirche(n) der Gegenwart	55
Wahrhaftiges Christentum	57
Humanes Christentum	65
Dienendes Christentum	78

Welche Wahrheit?

Eine ungeklärte Fragestellung 88

1. Biblische Wahrheit	88
2. Wann ist der Christ ein Christ?	93
3. Nur ein Leben, wie Jesus es lebte, ist christlich	99
4. Der Gott Jesu und die Nachfolge Jesu	104
Mahatma Gandhi (1869–1948)	108
Franz Jägerstätter (1907–1943)	109
Janusz Korczak (1878–1942)	110
Esther Hillesum (1914–1943)	112
Martin Luther King (1929–1968)	113
Oscar Arnulfo Romero (1917–1980)	114
5. Das Christentum und die Religionen der Welt	116

Christentum und Atheismus

Ein ungeklärtes Verhältnis 123

1. Nicht jede Gottesvorstellung rechtfertigt Atheismus	123
2. Vom subversiven Unglauben zum heutigen Atheismus	126
Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, dass kein Gott sei .	131
Nietzsches Botschaft vom tollen Menschen, dass Gott tot sei	132
3. Die Herausforderung des kosmologischen Weltbildes	135
Der Urknall	135
Das Universum	141
4. Atheismus und die Evolutionsgeschichte des Lebens	142
5. Atheismus und Buddhismus	150
6. Atheismus und Mystik	153
Jüdische Mystik	153
Frühchristliche Mystik	154
Islamische Mystik	155

Deutsche Mystik	158
Mystik: personal oder transpersonal?	159
Mystik und Erfahrung	161
Der biblisch-jesuanische Weg	163

Kann ein Christ Atheist sein?

Kann ein Atheist Christ sein?	167
--	------------

1. Die christlich geprägte Kultur, das gemeinsame Erbe 169

Die Literatur	169
Die Bildende Kunst	173
Der Kirchenbau	174
Die Musik	180

2. Fromme Atheisten und jesuanisches Christentum 182

Milan Machovec	185
Ernst Bloch	188
Herbert Schnädelbach	189

3. Wo stehen wir nun? – Mit Gott? Ohne Gott? 192

Was Christen lernen können	192
Was Atheisten lernen können	198

4. Noch einmal: Welcher Gott? 204

Der Gott der Bibel	204
Gott in der Geschichte von Christentum und Moderne	206
Was ist Wirklichkeit? Welche Sprache erschließt sie?	210

Vorwort

Es gibt »Christentümer«, aber nicht *das* Christentum. Es war nie anders. Gleich nach Jesu Tod begannen die Deutungen. Bald schon standen sich Judenchristen und Heidenchristen spannungsvoll gegenüber. Wie sich seitdem die christlichen Bekenntnisse differenzierten oder bekämpften, gehört zu dem zerrissenen Spektrum der sich entfaltenden Glaubensgeschichte. Die entstandenen Richtungen haben sich mit politischen Interessen überlagert und verquickt, aber sind nach dem Ende der Antike von einer gebildeten Kultur auf das Niveau agrarisch lebender Völker zurückgeworfen worden. Das städtische Christentum der Antike konnte von den fränkisch-germanischen Völkern nicht bruchlos weitergeführt werden. Die bäuerliche Gesellschaft, wie sie in der ersten Hälfte des Mittelalters bestand, empfand im Christentum einen Mangel an »Religion«: Ihr fehlten für den Alltag zentrale Riten zur Bewältigung jener kosmischen Kräfte, denen sie sich täglich ausgesetzt sah. Dieses Defizit hat die Kirche mit einer Fülle von Benediktionen und Exorzismen und einem exzessiven Reliquienkult zu beantworten versucht. Erst im späteren Mittelalter gab es in England, in Böhmen und in Deutschland Ansätze zu Reformen, die einer paulinisch geprägten Theologie unterstanden.

Zugleich herrschte in dieser Zeit eine überbordende Heiligenverehrung, die für jede Not des Lebens je eigene Zuständigkeiten hatte. Marienfrömmigkeit, grenzenloser Wunderglaube, Reliquienkult überdeckten und erstickten das Reich-Gottes-Evangelium Jesu. Man könnte meinen, diese Vielfalt übergreife wenigstens der Glaube an den einen Gott, doch begegnen bereits im biblischen Erbe unvereinbare Unterschiede. Brutal grausam kann der biblische Gott sein, daneben fürsorglich und treu. Vor allem aber hat der Gottesglaube kaum je davon abgehalten, Feindschaft zu entwickeln, Mord und Totschlag zu begehen, Kriege gegen »Brüder und Schwestern« zu führen und fremde Völker zu versklaven. Die Bergpredigt war in diesen Jahrhunderten keineswegs Mitte des Evangeliums Jesu. Es gab nicht einmal den Begriff »Bergpredigt«.

Natürlich unterliegt das Glaubensverständnis seit jeher einem Wandel. Fundamentalistische Traditionen beschwören eine andere Wahrheit als historisch-kritisch denkende Christen, die dem Ursprung nachfragen.

Die katholische Kirchenhierarchie beruft sich in ihrem Selbstverständnis auf »göttliche Stiftung« und setzt auf mythische Traditionen, wie die »Jungfrauengeburt« Jesu oder die »leibliche Aufnahme Marias in den Himmel«, die für heutige Menschen den Glauben zu einer Antiquität machen. Auch die Erbsünde, der Kreuzestod Jesu als Erlösungsoffer, dessen »unblutige Erneuerung« in jeder Eucharistiefeier geschehen soll, wecken Widerspruch.

Dass sich gegenüber einem solchen Lehrgebäude Widerspruch und Ablehnung entwickeln, ist verständlich. Die Kritik kommt von außen wie von innen. Sie bündelt sich in einem Atheismus, der einerseits proklamiert: »Gott ist tot«, andererseits sagt: »Einen Gott, den es gibt, gibt es nicht.« Kann es sein, dass sowohl Friedrich Nietzsche als auch der fromme Dietrich Bonhoeffer recht haben?

Dieser Frage geht das vorliegende Buch nach, kann sie aber nicht lösen wie eine Mathematikaufgabe. Sowenig es nur *ein* Christentum gibt, so wenig gibt es nur *einen* Atheismus. Die französischen Aufklärer vertraten einen anderen Atheismus als Ludwig Feuerbach, Karl Marx oder Sigmund Freud. Wiederum anders ist der Atheismus eines Jean-Paul Sartre und noch einmal anders jener des Albert Camus. Besondere Beachtung finden die »frommen« Atheisten der letzten Jahrzehnte. Heute fragt sich, ob es zwischen Christentum und Atheismus eine tiefer greifende Verbindung gibt. Einerseits weil schon früh die Frage bestand, ob Christen nicht überhaupt Atheoi seien, da ihnen alle Kennzeichen abgingen, die eine antike Religion prägten: Gottesbild, Priestertum und Opferkult. Andererseits galt das Prinzip *fides quaerens intellectum* – »Glaube, der nach Einsicht sucht«. Schon Abaelard vertrat den Primat der Vernunft auch in Glaubensfragen. Das Christentum hat neben Repression und Zensur nicht minder kritische Denker, Zweifler und Ketzer hervorgebracht.

Einer von ihnen war Meister Eckhart. Aber war er ein Atheist, wenn er sagte: »Wenn er [Gott] nun weder Güte noch Sein noch Wahrheit noch Eins ist, was ist er dann? Er ist gar nichts, er ist weder dies noch das.« Das von ihm gedachte »Nichts« steht dem »Nichts« des Zen-Buddhismus nicht fremd gegenüber, stellt aber die Frage, ob und inwieweit ein sensibler Atheist hier mitdenken mag und mitdenken kann.

Mein Buch begründet einen Weg, den christlichen Glauben neu zu verstehen. Die Ansätze dazu finden sich nicht in den fundamentalistischen Strukturen und Glaubenssätzen der Vergangenheit, sondern in einer Rückbesinnung auf das jesuanische Erbe und in der kreativen Weiterführung seines Evangeliums in die Zukunft.

Hubertus Halbfas

Welcher Gott?

Der ungeklärte Glaube

Um hier nicht gleich in verallgemeinernde Abhebungen zu verfallen, soll von Gott die Rede sein, wie sie in den letzten einhundertfünfzig Jahren geführt wurde, nicht von Theologen und in Lehrbüchern, sondern von den Landpfarrern meiner eigenen Gemeinde im Sauerland, St. Clemens in Drolshagen. Drolshagen hat eine massiv katholische Tradition. Am politischen Wahlverhalten abgelesen, konservativer als das kurkölnische Sauerland insgesamt. »Kurkölnisch« heißt das Gebiet, weil es 1248 an das Erzstift Köln gefallen war, jedoch ein von Köln getrenntes eigenständiges Territorium geblieben ist: das »Herzogtum Westfalen«. Die Versuche, eine Landverbindung mit Köln durch den Erwerb der benachbarten Grafschaften Mark und Berg zu schaffen, die seit der Reformation evangelisch sind, scheiterten. Umso trotziger bewahrte Drolshagen »sein eigenes Christentum«, wie der Erfinder des Sauerlandbewusstseins, Friedrich Wilhelm Grimme (1827–1887) meinte.

1. Der Kirchengott

Im Ersten Weltkrieg schrieb Pfarrer Franz Wälter den Drolshagener Soldaten ab Mai 1915 jede Woche einen Brief. Ebenso taten es andere Sauerländer Gemeinden. Im Februar 1917 wurde die 100. Ausgabe als Feldpost versandt. Das letzte Exemplar stammt vom 11. August 1918. Gelegentlich gab es auch Briefe in Plattdeutsch, die ein aus der Gemeinde stammender Militärseelsorger verfasste. Die Treue, mit der die Gemeinde Kontakt zu ihren Soldaten in vielen Ländern Europas hielt, ist bemerkenswert. Aber was hatte der Pfarrer ihnen zu sagen? Sein erster Brief ist bereits kennzeichnend:

15. Mai 1915. Fest des hl. Josef. Es war der hl. Josef, der Nähr- und Pflegevater Jesu, auch nicht mit äußeren Gütern gesegnet und so besaß er doch ein Gut, das ich Dir, lieber Krieger, von Herzen wünsche, ein ruhiges Gewissen. Dieses gehört

zu den größten Gütern, die ein Mensch genießen kann. Schon der hl. Geist hat es angesprochen: ‚Ein ruhiges Gewissen ist ein beständiges Freudenmahl.« Der hl. Augustinus sagt geradezu: »Die Freude des guten Gewissens ist ein Paradies.« Und in dem bekannten Büchlein von der Nachfolge Christi heißt es: »Wenn es eine Freude auf der Welt gibt, so besitzt sie jener Mensch, der ein reines Herz hat. Habe ein gutes Gewissen, dann wirst du immer vor Freude überfließen.« Das haben auch die frommen Seelen aller Zeiten erfahren.

Im Gegensatz zu vielen katholischen Kriegspredigten¹ begegnet hier eine bemerkenswert friedliche Haltung, die im evangelischen Vergleichsmaterial² deutlich nationalistischer ausfällt. Es dürfte relevant sein, dass der unter Bismarck geführte Kulturkampf noch nachwirkte; auch, dass sich das neue Kaisertum von 1871 in einem Gegensatz zu den katholischen Habsburgern bewusst evangelisch verstand.

Das katholische Sauerland hatte sich damals wenig begeistert gezeigt. Eine Zeitungsannonce in Brilon appellierte an den preußischen König: »Keinen Krieg – Frieden!« Mütter sollen auf die Mobilmachung hin mit Klagen und Weinen reagiert haben. Es gab sogar mehr oder weniger offene Sympathien für den Gegner Preußens. Die Mescheder Soldaten seien »still und wehmütig aus dem Bruderkriege nach Hause zurückgekehrt«. Aus dem Amtsbezirk Drolshagen wurden 1866 insgesamt 97 junge Männer eingezogen. Drei von ihnen haben ihr Leben gelassen; zwei wurden schwer, sieben weitere leicht verwundet. Friedrich Wilhelm Grimme vermerkt im Vorspruch zu einem Büchlein von 1867: »De ganze Welt makete en lank Gesichte, / Kein Menske mehr was syines Liäwens frauh [war seines Lebens froh] ... Niu awer is Friede – Guatt Luaf un Dank!« / [Gott Lob und Dank]. Die endgültige Verdrängung von Österreich als der »Vormacht des Katholizismus« aus dem deutschen Einigungsprozess 1866 haben »viele Katholiken wie eine Katastrophe« erlebt. Der Arnberger Eduard Raabe kommentierte: »Selten sind wuol prüüfiske Saldoten mit wenniger Lust un Begeisterunge in einen Kryig trocken [gezogen], as in düsen.«

Doch mit der fortschreitenden Entwicklung des deutschen Nationalstaates, den geführten Kriegen und den 1870/71 erreichten Siegen über

- 1 Heinrich Missalla, »Gott mit uns«. Die deutsche katholische Kriegspredigt 1914–1918. München 1968. Vgl. dazu: Peter Bürger (Hg.), »Es droht eine schwarze Wolke«. Katholische Kirche und Zweiter Weltkrieg. Bremen 2018.
- 2 Wilhelm Pressel, Die Kriegspredigt 1914–1918 in der evangelischen Kirche Deutschlands. Göttingen 1967. Karl Hammer, Deutsche Kriegstheologie 1870–1918. München 1974.

Frankreich setzte sich auch im katholischen Sauerland nationalistisches Denken immer mehr durch. Unter der Herrschaft der preußischen Hohenzollern entstand 1871 erstmals ein deutscher Nationalstaat, der den katholischen kurkölnischen Neupreußen ein erhebliches Umlernen abverlangte. Gegenüber den evangelisch märkischen Nachbarn, die sich schon viel länger und viel stolzer preußisch verstanden, sahen sich die kölnischen Sauerländer in einer Zwickmühle. Anschaulicher Beleg dafür ist eine anonyme Schrift, die 1870 in Soest [in 6. Auflage] erschien und in ihrer ersten Hälfte eine staatsbürgerliche Rechtfertigung betreibt: Die Katholiken seien an sich die allertreuesten Staatsbürger und zuverlässigsten Patrioten. Diesen Beteuerungen folgt dann allerdings eine Grenzziehung, wie man sie in den folgenden Weltkrieg des 20. Jahrhunderts nicht mehr hören konnte:

Aber ein Patriot, der nur Patriot wäre und keine höheren Pflichten kannte, als Vaterlandsliebe – ein solcher Patriot ist der grundsätzliche Katholik nicht und darf es nicht sein. Es gibt noch ein höheres und erhabeneres Gebiet, als das des natürlichen Lebens. Es gibt noch ein anderes Vaterland für uns auch auf dieser Welt, ein viel wichtigeres, größeres, erhabeneres, heiligeres und heilbringenderes. Dieses ist die Kirche. In diesem geistlichen Verbände kennen wir weder »Juden noch Nationen, weder Griechen noch Barbaren«, weder Deutsche noch Italiener noch Franzosen noch Polen. In diesem Vaterlande ruhen unsere höchsten Güter, unsere ewigen Interessen, unsere letzten und unzerstörbaren Hoffnungen. In diesem »Staate ist unser Oberhaupt Christus ... Unter Patriotismus verstehen wir Katholiken nicht Staatsvergötterung. Denn in der Schrift steht ja geschrieben: ›Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.« Der Katholik müsse »Nein sagen zu einem Patriotismus, der auswärtige Völker und fremde Staaten beschimpft, verleumdet und verlästert. Der Katholik erkennt in jedem Menschenkinde seinen Nächsten, seinen Mitbruder, mag er wohnen, wo er will, und welchem Staate auch immer angehören.«³

Im Blick auf den Krieg von 1866 heißt es eindeutig: »Wir sind Katholiken – darum war auf unseren Kanzeln zum Gebete für Oesterreichs Sieg aufgefordert worden ... Wir sind Katholiken – darum sind wir keine Patrioten.« Am 21. März 1916 hingegen schreibt Pfarrer Franz Wälter den Drolshagener Soldaten: »Unser Kaiser hat einmal das schöne Wort gesprochen: ›Ich will, dass meine Soldaten täglich ihr Vaterunser beten.« In Zeiten des Friedens ist dieses Kaiserwort gefallen, um wieviel mehr muss es jetzt in den Kriegszeiten seine Geltung haben.« Offensichtlich ist hier

3 Zit. n. Peter Bürger, Friedenslandschaft Sauerland, a. a. O., 28f.

das Gebet Jesu ohne jeden Inhalt, für den Kaiser wie für den Pfarrer. Dagegen konnte Erasmus von Rotterdam (1466–1536) noch aus einer universalen Denkweise fragen:

Wie kann ein Soldat in diesen Gottesdiensten das Vaterunser beten? Du gefühlloser Mund wagst es, ihn Vater zu nennen, da du deinem Bruder an die Kehle willst? Geheiligt werde dein Name: Wie konnte der Name Gottes mehr entheiligt werden als durch derartige Tumulte unter euch? Dein Reich komme: So betest du, der du durch so viel Blut deine Gewaltherrschaft aufrichtest? Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden: Gott will den Frieden, du aber bereitest den Krieg vor? Du erbittest das tägliche Brot vom gemeinsamen Vater, der du die Saaten deiner Brüder verbrennst und sogar lieber umkommen willst, als dass jene Nutzen davon haben? Mit welchem Munde nun sollst du jene Worte sagen: Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern, der du zum Brudermord eilst? Du bittest um Schonung vor der Gefahr der Versuchung, während du durch dein gefährliches Spiel den Bruder in diese Gefahr hineinziehst? Du forderst, vom Übel befreit zu werden, der du auf das höchste Unheil bedacht bist?⁴

Solche Worte sucht man in dem verflacht-frömmelnden Christentum der Weltkriegsprediger vergeblich. Das Ethos Jesu, wie es die Bergpredigt bewahrt, spielt in einer nur noch nominell christlichen Welt keine Rolle mehr. Über die Zeiten hin mobilisierten Päpste und kirchliche Potentaten Kreuzzüge, Kriege und Verfolgungsjagden mit allen Mitteln, legitimierten überseeische Eroberungen, redeten von Gott und meinten Kattun. Erst in jüngster Zeit, nach dem endgültigen Bankrott des Christentums in Auschwitz, erfolgt eine Wandlung zu Frieden und Menschenliebe, die sich freilich im Amtsverständnis der Institution immer noch nicht klar genug zeigt.

Nach der Proklamierung des deutschen Kaiserreiches 1871, die eine Abwendung vom katholischen Österreich einschloss, hatten es die deutschen Katholiken schwerer als vordem, sich mit dem preußischen Staat zu identifizieren. Sie waren eine Minderheit von vierundzwanzig Millionen gegenüber vierzig Millionen Protestanten, außerdem im Bildungsstand und Lebensniveau zurückliegend. Ihre Rom-Orientierung weckte zusätzliches Misstrauen an ihrer staatlichen Zuverlässigkeit. Man betrachtete den Katholizismus »als undeutsch und vom Ausland bestimmt, hingegen

4 Erasmus von Rotterdam, Klage des Friedens, der bei allen Völkern verworfen und niedergeschlagen wurde, in: Kurt von Raumer, Ewiger Friede. Friedensrufe und Friedenspläne seit der Renaissance. Freiburg/München 1953. S.a. Hubertus Halfas, Das Menschenhaus. Gedächtnis der Zeiten. Ostfildern 2016, 206.

den Protestantismus allein als national zuverlässig«. Natürlich waren auch die Repressionen des Kulturkampfes zwischen 1871 und 1879 nicht vergessen. Die Abgeordneten der 1870 entstandenen Zentrumsparterie wollten sich darum von niemandem an nationaler Gesinnung übertreffen lassen und bejahten deshalb »gerade als Katholiken« den beginnenden Ersten Weltkrieg und versprachen sich davon ihre endgültige nationale Rehabilitation. Jedenfalls war um 1900 die »Patriotisierung der katholischen Landschaft« (Peter Bürger) weitgehend abgeschlossen.

Hatte es Mitte des 18. Jahrhunderts noch in Arnshagen geheißen, dass wohl »prüüßiske Saldoten mit wenniger Lust un Begeisterunge in einen Kryig trocken [zogen], as in düsen«, ließen 1914 auch die Katholiken nicht mehr daran zweifeln, ohne Abstriche vaterländisch gesinnt zu sein und für das Kriegshandwerk mit Floskeln von Heldenmut und Heldentod zu werben, sodass nun auch die katholischen Geistlichen »eine wesentliche Stütze des nationalen Kriegsapparates« werden und es übernehmen, »die Soldaten an der Front mit eigens produziertem Heimatschrifttum zu versorgen«. Dies hat in Arnshagen der Pastor Franz Wälter während aller Kriegsjahre getan, nicht betont nationalistisch und doch irritierend, wenn er sogar im Juni 1918 noch schreiben konnte:

»Auf dein Wort, o Herr, haben wir den Krieg begonnen, auf dein Wort wollen wir ihn fortsetzen und nach siegreichem Frieden wollen wir alle sprechen: Nicht uns, o Herr, sondern Dir sei die Ehre!« Einen Krieg auf Gottes Wort hin beginnen, führen und fortsetzen zu wollen, lässt fragen, wie der damalige kaiserertreue Klerus dieses mörderische Wüten mit christlicher Haltung verbinden konnte. »Der Krieg wurde nicht begrüßt und gefeiert, weil man ihn liebte. Im Krieg sah man vielmehr ein unerwartetes Mittel, eine kaum mehr für möglich gehaltene religiös-sittliche Erneuerung Deutschlands und der Welt einzuleiten. Bischof von Faulhaber war der Meinung: ›Die schwerste Niederlage in diesem Weltkrieg ist der Kreditverlust des Atheismus und anderer fremden Götter von ähnlichem Kaliber.« Bei solcher Sichtweise ist es nicht mehr verwunderlich, wenn ein Prediger sich zu der Äußerung verstieg: ›Gerade unsere Mutter, die Kirche, begrüßet von Herzen den großen eisernen Besen.«⁵

5 Heinrich Missalla, Weltkrieg: Verpasste Chancen der Kirche? Vortrag beim Katholikentag in Regensburg 2014, in: Friedenslandschaft Sauerland. Beiträge zur Geschichte von Pazifismus und Antimilitarismus in einer katholischen Region, hg. von Peter Bürger. <http://www.sauerlandmundart.de/pdfs/daunlots%2077.pdf>

Auch die Geistlichen der Kreisstadt Olpe haben mit insgesamt 91 Ausgaben zwischen dem 9. Mai 1915 und dem 3. November 1918 Feldpostbriefe an die »katholischen Krieger« ihrer Pfarrei geschrieben. Vor Weihnachten 1915 nahm ihnen der Fabrikbesitzer Eduard Müller diese Aufgabe ab. Er schrieb über das Wetter in Olpe und die Versorgung mit Lebensmitteln; zum Schluss fügte er an:

Noch enns! Et iss trurig, ober nix te mahken! Wie mutt uhthahlen un ih mutt dai friömmeden Kerels op de Schnuhte schlohn, datt en Hören und Saihn vergeht! Deste eher krintt we den laiwen Fridden! Nu Guatt befuahlen!

Noch was! Es ist traurig, aber nichts zu machen. Wir müssen aushalten und ihr müsst die fremden Kerle auf die Schnauze schlagen, dass ihnen Hören und Sehen vergeht. Desto früher kriegen wir den lieben Frieden! Nun Gott befohlen!

Die Aufforderung, möglichst vielen friömmeden Kerels op de Schnuhte schlohn, klingt in der plattdeutschen Version harmlos, ist aber nichts anderes als die Ermutigung, rabiät und rücksichtslos auf den Feind einzuschlagen. Als Weihnachtsgruß »imme Opdrage der Oelper Gaihtlicken« [im Auftrag der Olper Geistlichen] ist es der Ausdruck eines gegen Nationalismus eingetauschten Christentums.

Nicht anders dachte der »Magdeburger Militärpfarrer Maiworm ut Siewerkusen«⁶, der in Vertretung von Pastor Wälter am 15. August 1916 den »Kriegern« schrieb, die Dräulzer [Drolshagener] könnten seit jeher »gutt arwen, awer ook Dropschloon, wo et nödig is. Datt is jo ne grüg-gelige Tiet do biuten imme Kriege, wann et awer sin mutt, deit me ook Arwet, dei äinem süs nit pässet. Un ok bi dier Krieegsarwet denkend de Dräulzer no annen Hierrguott. Düchtig un fromm is luter dat beste, un en gudden Dräulzer is nit te bange, datt hei Angest hä für dien Franzosen un Russen oer en Swatten, un wann et der Döwel selvers wör, dier Hierrguott is högger.« [Die Drolshagener könnten seit jeher gut arbeiten, aber auch draufschlagen, wo es nötig ist. Es ist ja eine grausame Zeit draußen im Krieg, wenn es aber sein muss, tut man auch Arbeit, die einem sonst nicht passt. Auch bei der Kriegsarbeit denken die Drolshagener noch an den Herrgott. Tüchtig und fromm zu sein ist immer das Beste, und einem guten Drolshagener ist es nicht bange, Angst vor den Franzosen

6 Josef Maiworm (1889–1968), Feldgeistlicher in Frankreich 1914; anschließend bis 1919 Militärpfarrer in Magdeburg; danach Pfarrvikar in Schoenebeck/Elbe; Essen-Kupferdreh; Verl; Gelsenkirchen-Rothhausen und Hagen-Boelerheide. Seit 1964 im Ruhestand. 1965 Geistlicher Rat h. c.

und Russen und Schwarzen zu haben, und wenn es der Teufel selbst wäre, der Herrgott steht höher.]

Das alles sind unüberlegte, letztlich verantwortungslose Redensarten: Draufschlagen, wo es nötig ist ...; wenn es sein muss, Dinge tun, die einem sonst nicht passen ..., denn auch bei der Kriegsarbeit denken die Drolshagener noch an den Herrgott ... »De Haupsake is et doch, datt alle Krieeger innen Hiemmel fingent, wat en finer Häime is ass Draulzen, un dat well wat häiten.« [Hauptsache ist es doch, dass alle Krieger in den Himmel finden, was eine bessere Heimat als Drolshagen ist, und das will was heißen!] Parolen, die alles legitimieren, was ein Krieg an Gewalttätigkeit und Übergriffen auslöst, aber mit Jesus und dem Gott Jesu nicht das Geringste zu tun haben.

Erstaunlich ist, dass die Pfarrer im letzten Kriegsjahr nicht anders schreiben als im ersten, obwohl doch unter den Soldaten ein radikaler Stimmungswechsel stattgefunden hatte: »Wir sind das Schlachtvieh, das Kanonenfutter.« Oder: »Man hat uns belogen, betrogen nach allen Regeln der Kunst. Sind dir die Augen immer noch nicht aufgegangen?« Oder: »Das ganze Heldentum ist Lüge. Das Grauen ist die Wirklichkeit.« Grabenkämpfe und Artilleriebombardements hatten die anfängliche Begeisterung in tiefe Ernüchterung umschlagen lassen. Pastor Wälter aber blieb bei seiner Salbung:

19. Mai 1918. Pfingstfest ... Zu wem kommt der hl. Geist? Zu denen, die, wie die Apostel, in hl. Andacht versammelt sind, ferner zu denen, die ähnlich den Aposteln, mit hl. Verlangen ihn begehren und in Gemeinschaft in Christus stehen durch den Glauben. Die ungläubige Welt kann den Geist Gottes nicht empfangen, die aber, welche an Jesus glauben und ihr Heil nur bei Jesus suchen, sie erhalten ihn.

Einen Monat später:

Auf dein Wort, o Herr, haben wir den Krieg begonnen, auf dein Wort wollen wir ihn fortsetzen und nach siegreichem Frieden wollen wir alle sprechen: Nicht uns, o Herr, sondern Dir sei die Ehre! (16. Juni 1918).

Erstaunliche Worte gegen Ende dieses mörderischen Weltkriegs, in dem etwa 17 Millionen Menschen ihr Leben verloren. Dazu drängt sich die Frage auf, ob die jungen Männer, nachdem sie in Uniformen steckten und dem Drill wie dem kollektiven Sog der Wehrmacht unterlagen, sich ebenso wie alle anderen an Gewalt gewöhnten, die gleiche Abstumpfung und den nie auszuschließenden Lustgewinn erlebten, von dem die überlieferten Dokumente des Grauens bestimmt sind? Soldatenprotokolle aus dem Zweiten Weltkrieg machten die internen Wandlungen der jungen Männer

bewusst: »Am ersten Tag ist es mir furchtbar vorgekommen. Da habe ich gesagt: Scheiße, Befehl ist Befehl. Am zweiten und dritten Tag habe ich gesagt: das ist ja scheißegal, am vierten Tag, da habe ich meine Freude daran gehabt.« Von der »Chance der unbestraften Unmenschlichkeit« hat später Günther Anders gesprochen. Als Motiv reichte diese Straffreiheit völlig aus, um an allen möglichen Schandtaten teilzunehmen.⁷ Solche Erfahrungen sind bereits aus den Kriegsberichten des 18. Jahrhunderts bekannt; sie haben im Ersten Weltkrieg Teilnehmer wie Carl Zuckmayer oder Erich Maria Remarque außerordentlich belastet.

2. Der Kleinbürgergott

Es ist schwer, die innerkirchliche Stimmungslage zu erfassen, wenn man nicht die Päpste und deren Regiment wahrnimmt, die nach dem Ende der napoleonischen Zeit bestimmten, wie sich die Kirche zu verstehen habe. Mit Gregor XVI. (Papst von 1831–1846) begann eine Phase päpstlicher Verurteilungen kultureller Zeitereignisse und neuer theologischer Entwicklungen. Mit seiner Enzyklika *Mirari vos* von 1832 wies er alle Entwicklungen zurück, welche die Aufklärung gebracht hatte, vor allem »jene verkehrte Meinung ... man könne mit jedem beliebigen Glaubensbekenntnis das ewige Seelenheil erwerben, wenn man den Lebenswandel an der Norm des Rechten und sittlich Guten ausrichte. ... Und aus dieser höchst abscheulichen Quelle des Indifferentismus fließt jene widersinnige und irrige Auffassung bzw. vielmehr der Wahn, einem jeden müsse die Freiheit des Gewissens zugesprochen und sichergestellt werden.« Er prangerte die »schrankenlose Denk- und Redefreiheit« sowie die »Erneuerungssucht« an: »Es ist völlig absurd und im höchsten Maß eine Verleumdung, zu sagen, die Kirche bedürfe einer ... Erneuerung ... als ob man glauben könnte, die Kirche wäre Fehlern, Unwissenheit oder irgendeiner anderen menschlichen Unvollkommenheit ausgesetzt.« Damit legte er für die folgenden Jahrzehnte die Fronten fest.

Sein Nachfolger Pius IX. (1846–1878) fasste mit der Enzyklika *Quanta cura* und dem berüchtigten *Syllabus errorum* alles zusammen, was in

7 Sönke Neitzel/Harald Welzer, Soldatenprotokolle. Die Chance der unbestraften Unmenschlichkeit, in: Dies., Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben. Frankfurt a. M. 2011. Vgl. auch die Texte in: Hubertus Halbfas, Das Menschenhaus. Gedächtnis der Zeiten. Ostfildern 2016, 204–238.

seinen Augen Zeitirrtum und verwerflich war. Der *Syllabus* ist ein Konglomerat von achtzig zu verdammenden Sätzen zwischen Politik und Religion, die höchste Verbindlichkeit beanspruchen, zumal Pius IX. eine Papstfixierung einleitete, die noch die hochmittelalterliche Papstkirche überbot. Unter seinem Nachfolger Pius X. wurde diese Linie in einem Antimodernismus fortgesetzt, der alles verurteilte, was Rom in der modernen Kultur missverstand. Unter ihm wurde jedes bibelwissenschaftliche und theologische Forschen unmöglich gemacht, sodass von einer Gettoisierung der Priesterbildung wie des kirchlichen Milieus gesprochen werden kann, das sich in einer Enge des Denkens ausdrückt, die nicht als »zeittypisch« zu entschuldigen ist, denn zu gleicher Zeit herrschte ein kultureller Prozess, der Auseinandersetzung verlangte.

Binnenkirchlich entstand in der Folge eine Priesterbildung, die sich geistig gegenüber allen modernen Kulturbewegungen abschottete, ganz Europa auf bedrohliche Gedanken durchschnüffelte und die theologische Bildung in ein geistiges Sperrgebiet einschloss. Von allen Priestern der Welt verlangte Pius X., bei ihrer Weihe den Antimodernisteneid abzulegen, der sich dann bei einem Landpfarrer wie Franz Wälter in dessen Briefen an die »Krieger« so äußert:

Siehe, mein Lieber, bei den Ungläubigen ist das etwas anderes. Diese wollen absolut von den Affen abstammen, und da sie äußerlich diesen hässlichen und widerlichen Bestien nicht ähnlich sind, so wollen sie es wenigstens durch ihr Verhalten sein; sie leben vielfach wie diese, und streben wie diese dem furchtbaren Abgrund des Nichts entgegen; schrecklicher Gedanke. Du rühmst dich, ein Kind Gottes zu sein, da musst du auch als solches leben, um als ein Kind Gottes sterben zu können, der glücklichen Ewigkeit entgegen. ... Wenn wir unseren Glauben verlieren, dann kommen wir erst recht in Trübsal, denn damit verlieren wir auch den Frieden des Herzens, die Ruhe des Gewissens ... (28. April 1918).

Naturwissenschaftliche Theorien, die mit der Evolution der Welt und des Lebens zusammenhängen, hat das kirchliche Denken jener Zeit nicht verarbeitet. Viel näher lag den Seelsorgern die Sorge um das Seelenheil ihrer Gemeindemitglieder und zumal der Soldaten im Felde. Als sich der Krieg dem Ende zuneigte, beschäftigte den Pfarrer das Problem, dass sich die jungen Soldaten unkeuscher Gedanken erwehren müssen:

Es ist nicht genug, sich von äußeren Sünden der Unsauberkeit zu enthalten, man muss auch die inneren Sünden, die unreinen Gedanken und Begierden meiden, solange der Mensch in keiner Weise seine Zustimmung und Einwilligung dazu gibt ... Anders verhält es sich, wenn jemand bewusst und freiwillig solche Ge-

danken in sich hervorruft, an denselben sein Wohlgefallen hat und einwilligt. In diesem Fall sind unreine Gedanken und Vorstellungen jedes Mal schwer sündhaft, verabscheuungs- und strafwürdig in den Augen Gottes. Und dieses ist der Fall, wenn die unreinen Gedanken noch keineswegs in das Verlangen übergegangen sind, das vorgestellte Böse auch in der Tat zu vollbringen. Geht der unkeusche Gedanke zu dem Wunsche über, die vorgestellte Sünde zu begehen, entwickelt sich derselbe zur unreinen Begierde, dann steigt er auf der Stufenleiter der Sünde um einen Grad tiefer und wird vor Gott noch verabscheuungs- und darum auch strafwürdiger ... Vor Gott, der auf das Herz sieht und den Menschen zunächst nach seiner Willensbeschaffenheit beurteilt, wiegt der böse Willensentschluss so viel wie die vollbrachte böse Tat. Das ist die Lehre Jesu, da er sagt: »Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht ehebrechen; ich aber sage euch, dass ein jeder, der ein Weib mit Begierde nach ihr ansieht, schon die Ehe mit ihr gebrochen hat im Herzen.« (23. Juni 1918)

Angesichts mörderischer Schlachten, in denen kein menschliches Maß mehr gilt, sind pastorale Sorgen um »unkeusche Gedanken« verfehlt, erst recht eine Moral, die damit »Strafwürdigkeit« verbindet. Dieses Sündenverständnis verliert im zeitgeschichtlichen Kontext jede Verhältnismäßigkeit. Die Briefe Wälters sind von keinerlei Kriegserfahrung betroffen. Er schreibt im letzten Kriegsjahr wie im ersten Jahr. Seine »Theologie« berührt kein Kriegsgeschehen. Dieses Nicht-denken-Wollen und Nicht-denken-Können, ist ein Zeugnis politischer Ohnmacht, die gegenüber dem kriegerischen Tohuwabohu regungslos bleibt, wobei Franz Wälter keine Ausnahme darstellt, sondern für die meisten seiner geistlichen Mitbrüder steht. Es genügt ein einziger Satz:

Als ich die vielen Besucher bei dem 40-stündigen Gebete betrachtete, kam mir der Gedanke, der liebe Gott könnte doch wohl mit dem Krieg Schluss machen. Als ich aber des Nachmittags nach Olpe fuhr und dort einige Damen in sehr eigentümlicher Bekleidung einherstolzieren sah, und mir vollends jemand sagte, dass es in großen Städten viel schlimmer sei, da sagte ich mir: »Nein, Gott kann doch noch nicht aufhören.«⁸

Der Krieg und die Damenmode! Zunächst glaubt der Pfarrer, »der liebe Gott könnte doch wohl mit dem Krieg Schluss machen«, weil ihm das Bild der frommen Besucher in seiner Pfarrkirche« als versöhnlich erschienen war, sodass Gott nicht weiter strafen müsse. Ein Krieg als Strafe Gottes? Als der Pfarrer aber noch am gleichen Tag in der (durchaus biederen)

8 Franz Wälter, »Nun muss ich dir wieder was Trauriges melden.« Die Wochenbriefe des Pfarrers Franz Wälter an die Drolshagener Soldaten im 1. Weltkrieg. Heimatverein für das Drolshagener Land 2018.

Kreisstadt »einige Damen in sehr eigentümlicher Bekleidung einherstolzieren sah«, fand er ihre Mode so empörend, sodass er meinte: »Nein, Gott kann doch noch nicht zu strafen aufhören!« Hier ist nichts durchdacht. Gott ein kleinbürgerlicher Buchhalter? Eine ungewohnte Mode als Rechtfertigung für mörderische Kriege, die als Strafe Gottes beansprucht werden? Da werden Zusammenhänge konstruiert, ohne je über die Autonomie der Welt und die zu verantwortende Geschichte nachgedacht zu haben. Und solche Gedanken schreibt ein Pfarrer an Soldaten, welche die Politik zum Töten drängt, während der Pastor sie vor unkeuschen Gedanken warnt, der Militärpfarrer Maiworm aus Drolshagen aber gleichzeitig sagt, sie sollten »draufschlagen, wo es nötig ist ... , wenn es sein muss, auch Dinge tun, die einem sonst nicht passen ...«, das heißt, den Kriegsterror rücksichtslos in Gang halten. Insgesamt dokumentiert solche Pastoral eine ebenso hilflose wie empörende Praxis, die denkende Menschen in Distanz verweist.

Das gleiche Thema beschäftigte auch Heinrich Böll, der im Jahr 1958 in einem *Brief an einen jungen Katholiken*⁹ schrieb: »Man hatte Sie dort vor den moralischen Gefahren des Soldatenlebens gewarnt«, aber wie es bei diesen Warnungen üblich geworden war, »wurde Moral immer noch mit sexueller Moral identifiziert«. Weil aber für Böll der gesamte europäische Katholizismus »an dieser einseitigen Interpretation der Moral« seit ungefähr hundert Jahren leidet, begann er, den jungen Katholiken über Moral und über das, was die katholische Kirche darunter versteht und zugleich auch nicht verstehen will, gründlich aufzuklären. Böll erinnerte sich eines Einkehrtags in einem Kloster mit »dunklen Fluren, in denen eine trübselige Demut sauer geworden war«. Was der Priester – Feldwibel im Ersten Weltkrieg – dem damals 20-jährigen Böll und dessen Kameraden bei diesem Einkehrtag beibrachte, waren die gängigen priesterlichen Warnungen vor sittlichen – »was bedeuten sollte sexuellen« – Gefahren, ohne dass die Kirche vor anderen Gefahren warnte, die zum Beispiel darin bestanden, dass HJ- und Jungvolkgruppen beim Marsch durch die Stadt sangen: »Wenn das Judenblut vom Messer spritzt ...«¹⁰. Böll fragte, »wel-

9 Heinrich Böll, *Brief an einen jungen Katholiken*. Zuerst erschienen in der Zeitschrift »Werkhefte katholischer Laien«. Für eine Sendung des Süddeutschen Rundfunks geplant, wurde Bölls Text auf Anordnung des Intendanten Hans Bausch aufgrund seiner Kritik am deutschen Nachkriegskatholizismus kurzfristig abgesetzt. 1961 erschien der Brief im Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln.

10 Das Lied ist in den späten Jahren der Weimarer Republik als eine Soldatenlied-Umdichtung rechtsradikaler Verbände gesungen worden; von der SA zur Feier

che Gefahr sittlich die größere war, mit einhundert Zehnjährigen (jenes Mordlied) zu singen ... oder ein sexueller Fehltritt?« Für den Süddeutschen Rundfunk wurde diese Fragestellung unter den Hypotheken eines noch nicht aufgearbeiteten Krieges zum Anlass, die vereinbarte Sendung des Böll'schen »Briefes« vom Programm abzusetzen.

Der *Brief an einen jungen Katholiken* war Bölls Auseinandersetzung mit der katholischen Kirche, insbesondere mit ihrer vom Dritten Reich bis in die Gegenwart der Bundesrepublik aufrecht erhaltenen Rolle eines Hüters der Moral, der sich aber gegenüber politischer Unmoral blind stellt. In seinem Roman von 1963 *Ansichten eines Clowns* stellt Böll den protestantischen, ungläubigen Clown Hans Schnier Kreisen praktizierender rheinischer Katholiken gegenüber. Das Buch ist eine Kritik an den Wertewechseln der Deutschen im Übergang vom »Dritten Reich« zur Bundesrepublik, als die Katholische Kirche das Verhalten ihrer Amtsträger zum Nationalsozialismus verdrängt und ihren Anhängern ebendiese unreflektierte Anpassung bis hin zum Gehorsam abverlangte.

3. Der fiktive Gott

Letztlich offenbaren die Briefe der Drolshagener Pfarrer in den Jahren des Ersten Weltkriegs, dass der Rede von »Gott« jede kritische Reflexion abgeht. Im letzten Brief vom 11. August 1918 heißt es:

»Kein Sperling fällt vom Dache«, so redet die Religion Jesu zu den Kämpfern an der Front, zu den Leidenden in den Lazaretten, zu den Darbenden in der Heimat, »ohne Wissen des Vaters, der im Himmel ist, kein Haar deines Hauptes wird gekrümmt ohne den Willen dessen, der die Welt regiert.« Gott weiß es also, dass du leidest, der Ewige hat es so angeordnet, und es muss gut sein, denn er kann nur Gutes anordnen. Gott ist unser aller Vater; er ist der beste der Väter, er liebt uns alle; so kann er unmöglich ein Tyrann sein, der an unseren Schmerzen, an unserem Kummer Freude fände. Er könnte das so leicht entfernen, was uns drückt, denn er ist der Allmächtige; lässt er es auf uns liegen, so muss er Ursache haben, wichtige Ursachen, warum er so strenge mit uns verfährt. Gott lässt uns also leiden

des 30. Januar 1933. Dazu: Michael Kohlstruck, Simone Scheffler, Das »Heckerlied« und seine antisemitische Variante. Zu Geschichte und Bedeutungswandel eines Liedes, in: Michael Kohlstruck, Andreas Klärner (Hg.): »Ausschluss und Feindschaft«. Studien zu Antisemitismus und Rechtsextremismus, Festschrift für Rainer Erb, Berlin 2011, 135–158.

aus wichtigen Ursachen; und diese Ursachen können nur zu unserem Besten da sein – denn Gott ist ja der höchste Gütige. Durch die vielen Leiden will daher Gott nur unser Bestes erzielen. Jetzt sehen wir es freilich nicht ein, welche gute Absicht Gott hat, wenn er uns Leiden schickt: Aber bald wird der Schleier fallen, dann werden wir es erkennen und einsehen.

Um solche Sätze im letzten Kriegsjahr den zermürbten Soldaten schreiben zu können, ist eine vollständige Unkenntnis der Kriegsrealität und zugleich eine unbegreifliche Naivität des Gemüts notwendig. Traumatisierte Soldaten kehrten bereits 1914 von den Schlachtfeldern in die Heimat zurück. In den Lazaretten lagen Soldaten, die am ganzen Leib zitterten, die schrien und um sich schlugen. »Durchgedreht«, lautet die Diagnose der Kameraden von der Front. Viele blieben für den Rest ihres Lebens psychisch behindert, von Erlebnissen belastet und von schrecklichen Erinnerungen verfolgt. Hilfe gab es wenig. Misstrauen umso mehr. Dieser Krieg war unheimlicher als alles, was man bisher von Kriegen wusste. Bereits kurz nach Kriegsbeginn sickerten schaurige Berichte von der Front durch. Das ohnmächtige Warten auf einen unpersönlichen Tod machte die Soldaten verrückt – nicht nur Einzelne, sondern ganze Einheiten. In den Lazaretten und Spitälern trafen Patienten ohne sichtbare Wunden ein, dafür mit auffälligen Symptomen: Stottern, unerklärliche Schmerzen und Übelkeit; auch Bewegungsstörungen und Lähmungen. Manche zitterten, andere schrien, wieder andere hatten das Gedächtnis oder ihre Stimme verloren. Natürlich wurden diese Erfahrungen nicht öffentlich kommuniziert, sie blieben auf Soldatenkreise, Lazarette und die angehörigen Familien begrenzt, die ohne psychiatrische Kenntnisse die heimgekehrten Angehörigen therapieren mussten.

Um doch den Anschein zu erwecken, die grausame Realität des Krieges zu kennen, schrieb der weltferne Heimatpfarrer am 24. Juni 1917:

Es war am 29. Oktober in Flandern: das Sturmsignal ertönt, der junge Offizier ruft: »Kameraden, habt keine Angst, wir sind in Gottes Hand. Fallen wir, dann fallen wir in Gott.« Ein paar Schritte macht er vorwärts, da trifft ihn die tödliche Kugel. Ja, er war doch in Gottes Hand, Gott hat ihn beschirmt zum ewigen Leben, wo er das ewige Licht ihn schauen lassen wollte. Lieber Krieger, wenn der allmächtige und gütige Gott mit uns ist, was sollen wir dann fürchten? Viele Krieger können von dem sichtbaren Schutz Gottes erzählen! Wie manche Granate, die sich wie ein wildes Tier auf sie werfen sollte, um sie in Stücke zu zerreißen, fiel kraftlos zu Boden – ein Blindgänger. Wie oft hörten wir, dass Gott unsere Lieben bewahrt hat, während neben ihnen ein mörderisches Geschoss platzte! Auch in den furchtbaren Schrecken des modernen Krieges ist Gott den Seinen nahe. Ein bayerisches Regiment lag im September vor Verdun im Schützengraben. Feindliche Artillerie